

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 4

Artikel: Einsamkeit : Roman. Teil 4
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664577>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XL. Jahrgang

Zürich, 15. November 1936

Heft 4

Herbst im Schweizerland.

Ich liebe den Herbst im Schweizerland,
Ich liebe die lodernden Flammen.
Der Wald steckt tausend Fackeln auf,
Und rundum züngelt's schon zu Haus.
Hoch schlagen die Feuer zusammen.

Ich liebe den Herbst im Schweizerland,
Ich liebe die wandernden Glocken.
Die Herden läuten das Tal entlang,
Die Geißeln knallen von Hang zu Hang,
Und lachende Äpfel locken.

Ich liebe den Herbst im Schweizerland,
Ich liebe die feurigen Reben.
Ich liebe der goldenen Trauben Quell.
Das Herz wird mir leicht und die Augen so hell,
Ich liebe — — wie lieb' ich das Leben! Ernst Eschmann.

Einsamkeit.

Roman von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

4.

Hartmann, der Säger, hatte ein Haus, das nicht zu ihm paßte. Er machte auch kein Hehl daraus. Der Firlefanz der vielen Stuben, die neuzeitliche Pracht, die sich in Gemächern und Gängen breit machte, kümmerten ihn nicht groß. Er hatte das Geld dazu gegeben, um seiner Frau eine Freude zu machen, für ihn selber hätte die erste beste Bretterhütte genügt. Er zeigte sich nicht oft in dem Empfangszimmer, in das er heute trat, um Pfarrer Huldreich Rot zu begrüßen, der seinen Antrittsbesuch machte. Links neben der reichgeschnitzten Haustür, welche man über eine granitene Vortreppe erreichte, hatte Hartmann sich einen Raum als Arbeitsstube ausgewählt, der eine Sehenswürdigkeit von Einfachheit war. Dort stand die ganze Einrichtung des großen Sägers aus der Zeit, da er noch Säge-

knecht gewesen. Die wenigen Möbel verloren sich in dem großen Raum. In der Mitte hatte ein kleiner Tisch seinen Platz, dessen Platte die Spuren von Hammerschlägen und Taschenmesser-schnitten reichlich trug; ein Stuhl mit strohgeflochtenem Sitz stand davor. An der langen Wand waren ein altes tannenes Bett mit rotgeblühten Kissen und Decken und ein brauner Holzkoffer aufgestellt. Alles das hatte einmal in der Kammer gestanden, von der aus Hartmann zum Tagelohn nach den Sägemühlen gegangen war. Noch jetzt brachte er zuweilen auch die Nächte in diesem Raum zu, denn er war ein Sonderling, und wenn ein Plan ihn beschäftigte oder wenn er in seinem ausgedehnten Geschäft Ärger gehabt hatte, so mied er die Gesellschaft selbst seiner nächsten Familienangehörigen und machte hier mit sich selbst aus, was ihm zu denken gab.

Nicht in diesem ihm vertrauten Raume jedoch, sondern in dem hohen Gemach mit dem schönen, vielarmigen Leuchter an der Decke und dem schweren Perserteppich am Boden nahm Hartmann Huldreich Rots Besuch entgegen. Hier pflegte Frau Hartmann in großem, grellem Kleideraufputz ihre Gäste zu empfangen.

Das weißgeschürzte Stubenmädchen hatte den Pfarrer gemeldet. Er saß auf einem der Stühle von schwarzem, geschnitztem Holz mit den rot gepolsterten Sitzen, als der Gäger eintrat. In der Stube war trotz ihrer hohen Fenster nur ein gedämpftes Licht, denn schwere rote Samtvorhänge wehrten dem Tag den freien Eintritt.

Als der junge Pfarrer sich vom Stuhle erhob, hätte man viel eher in ihm den Eigentümer des Zimmers vermuten können, als in dem aus einem Nebenzimmer kommenden, mit raschen Schritten auf ihn zutretenden Gäger. Rot trug einen schwarzen Gesellschaftsanzug und hielt den Zylinder in der Hand. Seine Haltung war ungezwungen, von schönem, trotz seiner Jugend würdigem und sicherem Ernste. Hartmann hatte ein hellgrauenes Gewand an. Auf großen, breiten Schuhen schritt er über den Teppich. Er lächelte und war keineswegs unsicher oder verlegen. Ein leichter Ärger flog ihn an, als ein Stuhl, an dem er vorüberschritt, ihm ein Bein stellte. Er setzte denselben, ihn an der Lehne fassend, mit einem Blick beiseite, der genugsam bekundete, für wie überflüssig er das Ziermöbelstück hielt. Darauf gab er Huldreich Rot die Hand. Wiederum wie bei der ersten Begrüßung war es nicht ein freier, starker Druck, sondern er faßte in kühler, abwartender Bedächtigkeit mit drei Fingern zu und schob dann den Gast auf seinen Stuhl zurück. Er selbst ließ sich in einen nahestehenden Lehnstuhl nieder. Das Lächeln, mit dem er hereingekommen war, saß noch immer in den beiden Munddecken. Es war, als hätte er vor der Tür die Freundlichkeit, die es bekundete, angelegt und sie sterbe nun langsam wie ein verblassender Sonnenstrahl ab. Zuletzt blieb nur noch eine leise Spur davon. Diese aber verriet die Gedanken, die Hartmann beseelen mochten: „Der Gang mag dir sauer geworden sein, Pfäfflein; denn für dich ist bei mir, dem Katholiken, nichts zu holen!“ Neben diesem spöttisch mitleidigen Einfall regte sich das Behagen darüber, daß der andere den Besuch nicht hatte umgehen können, daß, wer mit Waldenz zu tun hatte, auch mit Hartmann, dem Gäger, rechnen mußte.

Nun begann eine Unterhaltung, die von seiten

Huldreichs ruhig und sicher geführt wurde, während Hartmann sich als einer der Wenigsprecher zeigte, die den Kopf voll Gedanken, aber Mühe haben, aus dem Denken zum Reden zu kommen. Er gab seine Antworten auf Huldreichs Bemerkungen stoßweise: „So, so!“ „Aha!“ „Ja, ja!“ „Sie meinen das?“ und so weiter. Seine Fragen lauteten ebenso kurz: „Haben Sie sich eingelebt?“ „Haben Sie sich im Dorf umgesehen?“ „Gefällt Ihnen die Kirche?“ und was derlei naheliegende Dinge waren.

Nach einer kleinen Weile erhob sich der Gäger und bemerkte: „Meine Frauen möchten Sie wohl auch kennen lernen.“ Damit öffnete er die Seitentür, durch die er selber hereingekommen war, und rief einen Namen hinaus. Man hörte das Rauschen eines seidenen Gewandes und hatte den Eindruck, daß, obgleich das Ganze nach einem zufälligen Herbeiruf hätte aussehen sollen, zum mindesten die Dame, die zuerst hereintrat, für den Zweck besonders geschmückt, bereits wartend hinter der Tür gesessen hatte.

In Huldreich Rot regte sich eine leise Vergnügtheit. Frau Hartmann kam ihm mit ausgestreckter Hand entgegen und machte einen sonderbaren Knicks, der so tief war, daß er ihr braunes, über der Stirn künstlich in tausend Ringelchen gekräuseltes und festgeklebtes Haar dicht vor seiner Nase sah. Dieses Haar war reich; am Hinterkopf war es in schweren Flechten aufgesteckt, aber es erschien rauh, als ob es lange mit im Wasser geseuchtem Kamme gekämmt worden wäre. Nun erhob sich ein weißes, von allerlei Falten durchzogenes Gesicht vor ihm, dessen leise Nasenröte der aufgetragene Puder nicht ganz zu verbergen vermochte. Die ziemlich rauhe, ebenfalls gepuderte Hand lag indessen nur mit den aneinandergepreßten Fingerspitzen in der seinen. Frau Hartmann sprach sehr viel, so daß ihm keine Zeit blieb, etwas zu sagen. Ihre Worte waren ebenso viele Komplimente. Wie man im Dorf sich beglückwünsche, einen so vortrefflichen Redner gefunden zu haben! Ein großer Ruf sei ihm bereits vorausgegangen! Man wisse es aber auch zu würdigen, daß der Angehörige einer so alten und begüterten Familie nun hier Seelsorger sei!

Huldreich Rot wartete kühlen Blickes, bis die Frau sich in ihren Schmeicheleien erschöpft hatte. Er betrachtete sie und urteilte, daß sie wohl ihre ursprüngliche Bildung in irgendeiner Bierstube geholt haben möchte. Er traf damit nicht daneben. Der Gäger hatte vor zwanzig Jahren eine Kell-

nerin zu seiner Frau gemacht, die im größten Gasthaus von Waldenz, dem „Weißen Kreuz“, bedientet gewesen war.

Nachdem Frau Hartmann ihre Komplimente angebracht hatte, ließ sie sich auf dem nahen Sofa nieder. Ihr schwarzes, am Busen mit allerlei Firlefanz behängtes Seidenkleid knisterte. Endlich fand sie Zeit, mit einer steifen und ungelenten Handbewegung und dem vorstellenden Wort: „Meine Tochter“ nach dem Mädchen hinzuweisen, dessen Erscheinen über dem üppigen Rauschen, der Großartigkeit ihres eignen Auftritts fast unbemerkt geblieben war. Pfarrer Rot hatte eine schlanke Gestalt in weißem Wollkleid beachtet, die hinter der Mutter hereinkam. Sie war aber im Hintergrund geblieben und lautlos an ein Ziertischchen getreten, von dem sie ein Buch nahm, um darin zu blättern. Nun kam die vielleicht Achtzehnjährige näher. Dem schönen Ebenmaß ihrer Gestalt entsprachen ruhige, sichere Bewegungen und aus den Schultern, auf denen als Zierde des Kleides je eine weiße, seidene, weich glänzende Schleife angebracht war, hob sich ein Kopf von großer Schönheit. Wie die beiden weißen Schleifen, so hatte das tiefschwarze Haar einen weichen Glanz. Schwarze Brauen hoben sich scharf von einer reinen Stirne ab. Wenn die Wimpern sich über die braunen ausdrucksvollen Augen senkten, lagen sie wie feine schwarze Seidenfransen auf der weißen Haut der Wange.

„Das Mädchen darf sich sehen lassen,“ sagte Hartmann plump und rücksichtslos, nicht um zu proben, nur mit der sichtlichen überlegenen Freude des Emporkömmlings an all dem, was er vor andern voraus hatte.

Frau Elise schlug bei diesen Worten den Blick zu Boden und meinte mit süßlicher Bescheidenheit: „Ein braves Mädchen sei ihre Tochter Meta, was mehr als Schönheit sei.“

Der Gegenstand dieser sonderbaren Worte hatte dem Gaste die Hand gegeben und war wieder hinweggetreten, geräuschlos, als habe sie nicht gehört, wovon man sprach. Sie nahm dasselbe Buch wieder auf, das sie vorhin gehalten, und blätterte mit feinen Fingern darin.

Huldreich gab dem Gespräch eine Wendung. Er rühmte des Sägers proziges Haus. So glitt er über die auf die Tochter bezüglichen Bemerkungen des Ehepaares hinweg. Irgendwie tat es ihm weh, daß sie das gesagt hatten, und er fühlte, daß das Mädchen unter den Worten litt.

Die Unterhaltung zog sich hin. Hartmann lenkte sie auf die politischen Verhältnisse des

Dorfes. Sein schlauer scharfer Blick zuckte unter den starken Brauen hervor häufig in Rots Gesicht. Er ließ durchblicken, daß er in der Gemeinde viel Einfluß besitze, daß er aber bereit sei, sich mit dem neuen Pfarrer gut zu stellen, weil er wohl erkenne, daß man auf so kleinem Raum miteinander, nicht gegeneinander gehen müsse, und zog hier und da mitten in der freundlichsten Rede gleichsam einen scharfen, scheidenden Strich zwischen sich und dem Gast, indem er eine Anspielung auf seine Andersgläubigkeit machte.

Der junge Pfarrer wußte nicht recht, was er von Hartmann halten sollte. Er verhehlte sich nicht, daß ihm ein Mann gegenübersaß, der weder als Freund noch als Feind leicht zu nehmen war. Dann regte sich in ihm das freudige Bewußtsein des eignen guten Willens. Er hatte keinerlei Vorurteil gegen irgend jemand. Das gab ihm eine große, freie und heitere Ruhe. Das Hartmannsche Ehepaar schien übrigens einen keineswegs üblen Eindruck von seiner Person zu bekommen, sondern wurde in seiner Unterhaltung zusehends herzlicher. Nach einer Weile erscholl ein Klopfen an der Tür, und auf Hartmanns „Her- ein“ stand draußen ein Arbeiter, der noch den Staub der Sägebretter an sich trug, und rief den Meister nach dem Arbeitsplatz hinunter. Huldreich wollte sich verabschieden, aber der Säger meinte, er dürfe das Haus nicht als ein Fremder wieder verlassen. Frau Elisabeth werde ihn durch die Räume führen, damit er inskünftig Bescheid wisse. Als er so sprach, erinnerte sich Hartmann auch seines Gartens, auf den er besonders stolz war und wendete sich plötzlich zu seiner stillen Tochter, die im Begriff stand, mit einem Kopfnicken das Zimmer zu verlassen. Er wies sie an, den Gast nachher auch in diesen Garten hinab zu begleiten.

Meta Hartmann verneigte sich schweigend. Sie schaute Huldreich an und hatte einen Augenblick ein Lächeln im Gesicht. Dann wandte sie sich zu Frau Hartmann mit der Frage: „Willst du mich nachher rufen, Mutter? Ich werde auf meinem Zimmer sein.“

Diese bejahte. Der Säger verabschiedete sich mit seinem halben Händedruck von Rot, und während das Fräulein sich entfernte, übernahm die seidenrauschende Hausherrin die Führung durch das stattliche Haus. Es war eine ansehnliche Reise durch viele Gänge und Zimmer. Frau Hartmann bestätigte auf dieser Reise den Eindruck, den Rot von ihr empfangen, ihren vollständigen Mangel an Bildung und Lebensart.

Sie troff von einer schmeichlerisch würdelosen Liebenswürdigkeit. Sie tat Huldreich leid; aber er zürnte es nicht, als die redselige Frau ihm endlich auf demselben Stockwerk, auf dem sie ihre Reise begonnen, eine Tür öffnete, die ins Zimmer ihrer Tochter führte. Er blickte in einen hellen, schönen Raum, dessen großes Fenster zarte blaue und weiße wolkenhafte Gardinen verdeckten. Eine blaue Tapete warf ein mildes Licht über zierliche Möbel, und in dem hellen Schein von Blau und Weiß stand Meta Hartmann, um wiederum mit einem stummen Kopfnicken den Gast in ihrem eigenen Reiche zu empfangen. Huldreich trat nicht ein, obwohl Frau Elise ihn nötigen wollte. Das Fräulein aber schnitt einen neuen Redeschwall der Mutter ab und sagte: „Wenn der Herr Pfarrer das Haus gesehen hat, so will ich ihm jetzt den Garten zeigen.“

Frau Hartmann stimmte dem bei. Dann entließ sie die beiden mit ein paar zärtlichen Bemerkungen an die kühle Tochter und ein paar andern an Huldreich gerichtet, wobei sie für diesen die verbindliche Einladung, bald wieder zu kommen, nicht vergaß.

Über schöne steinerne Treppen stieg Rot dem Mädchen nach, einem auf der Rückseite des Hauses liegenden Ausgang zu. Metas Schritt war unhörbar. Einmal erblickte er den kleinen Fuß mit dem zierlichen Glanzlederschuh, der unter dem weißen Kleide hervorschaute. Er berührte kaum den Stein der Treppe. Sie selber schwieg noch immer, so daß ihm unwillkürlich das Bild des Wanderers einfiel, der einer vor ihm einher-schwebenden, stumm lockenden Gestalt ins Irre folgt. Nun öffnete sie die Tür, und sie traten auf weißen Kies hinaus. Ein Selbstschließer drückte die Tür mit leisem Schnappen ins Schloß. Als dieses Geräusch verhallt war, wartete Meta auf ihren Begleiter. Sie hob das bisher gesenkte Gesicht und sah ihn freundlich und ungezwungen an. Es war, als habe jenes Schließen der Tür ein andres Mädchen aus ihr gemacht.

„Ich freue mich, daß ich Ihnen den Garten zeigen darf,“ begann sie ein Gespräch. „Es ist hier nicht leicht, Pflanzen fortzubringen, der Winter fällt zu früh und zu plötzlich ein. Um so fester hängt man an dem, was gedeiht.“

Sie ging jetzt an Huldreichs Seite durch eine von jungen Lärchen gebildete Laube. Dann führte sie ihn über wohlgepflegte weiße Wege zwischen grünen Rasenplätzen und schönen Blumen hindurch, verweilte vor der und jener künst-

lich angelegten Gruppe, die zumeist alpine Pflanzen in schönem Aufbau zeigten. Ihre Wangen röteten sich und ihre Augen glänzten von einer heiteren Freude, wenn sie den Gast auf diesen oder jenen Baum oder Busch oder einzelne Blüten aufmerksam machte. Wenn sie die Hand hob, so fiel der weite Ärmel ihres Kleides zurück und gab den zarten, schön geformten Arm frei. Huldreich Rot empfand nach dem Unechten, das im Wesen der Mutter gelegen, seltsam den mächtigen Gegensatz, den der Tochter schönes Äußere, die Anmut der Bewegungen und die Ruhe ihrer Sprache zu jenem bildete. Er ging an ihrer Seite als neben einer Gleichstehenden, und unwillkürlich verlor sich aus ihrer Unterhaltung alles Fremde. Sie brauchten nicht nach Gesprächsstoffen zu suchen, sondern die Worte kamen ihnen aus freundlich bewegtem Innern frei heraus, und ein gegenseitiges unbewußtes Vertrauen machte ihnen die Unterhaltung zu einer Freude. Der Tag war klar und warm. Die Rieswege blendeten; aber die vielen Bäume warfen schöne Schatten in sie hinein. Ein Zittern war da und dort am Boden, je nachdem die Blätter einzelner Bäume sich drehten und neigten. Die beiden Wandelnden gelangten zuletzt an die starke, neue Mauer, welche den Garten gegen die Wildbachschlucht abgrenzte. Hier hielt Meta an. Dunkle Arven und Tannen wuchsen am Wildbachufer und hoben die Wipfel bis zu ihnen empor. Tannen waren auch zur einen Seite des Weges gepflanzt, der auf der andern die Mauer hatte.

„Hier ist es am schönsten,“ sagte das Mädchen.

Ein eigentümliches vielstimmiges Geräusch kam aus der Tiefe herauf und bildete eine Harmonie. Die Bäume rauschten sanft und in langsam schwellendem und wieder ersterbendem Ton, wie der Wind sie bewegte. Daneben klang das dumpfere, grollende Tosen des Wildbachs. Aber schneidend und scharf, mehr ein Zischen und dann wieder ein langes Achzen, brach der Lärm einer Bretter schneidenden Säge dazwischen. Die Geräusche erhoben sich aus der Tiefe, aber sie gelangten nur bis zur Höhe der Gartenmauer; denn sowie man von dieser zurücktrat, klangen sie ferner, und die Stille des Gartens siegte über sie.

Huldreich sah die verschiedenen Sägeschuppen, die mit roten Ziegeln gedeckt in der Tiefe standen, die Lagerplätze für die Bretter, das Brennholz und die schweren Stämme.

„Da unten verbirgt sich eine große Geschäftig-



Konstantinopel: Melonenmarkt.

Phot. Dr. Leo Wehrli.

feit," sagte er. „Man ahnt hier oben nicht, wie viel da gearbeitet wird.“

Meta nickte. Sie hatte sich leicht auf die Mauer geschwungen, hielt die eine Hand auf den Stein gestützt und schwenkte den einen Fuß hin und her.

„Der Vater ist der fleißigste Mann, den ich kenne," sagte sie. „Er gönnt sich nie Ruhe.“

Dieses Lob kam ruhig, ohne Begeisterung über ihre Lippen. Es war, als spräche sie von irgendeinem fremden Menschen und seinem ebenso fremden Gewerbe.

Huldreich betrachtete sie. Wieder drängte sich ihm der große Gegensatz zwischen ihr und den Eltern auf. „Sie haben wohl kaum immer hier in Waldenz gewohnt, Fräulein?" fragte er.

Sie lächelte und sagte: „O nein! Ich bin im Gegenteil immer fort gewesen.“ Dann erzählte sie.

Sie war nur in den frühesten Schuljahren in Waldenz unterrichtet, dann in auswärtigen Privatschulen untergebracht worden. Huldreich kannte zufällig das vornehme, viel von Ausländern besuchte Mädcheninstitut am Genfersee, von dem sie ihm erzählte, daß sie in den

letzten Jahren dort gewesen. „Der Vater hat es so gewollt," erklärte sie, und Kot sah einen neuen Beweis der Verständigkeit Hartmanns darin, daß er dem Kinde Kreise öffnete, in die sie ihrer Vermögensverhältnisse halber später Aufnahme zu finden berechtigt war, während er selbst sie geflissentlich und ohne Bedauern mied.

„Es liegt ein großer Gegensatz zwischen Ihrem jetzigen Leben und dem der letzten Jahre," meinte er.

Sie sah rasch und erregt auf, als ob sie ihm beistimmen und vielleicht einer Klage Wort geben wollte. Dann bemeisterte sie sich plötzlich und neigte den Kopf wieder. „Ich bin nicht gerne hier," sagte sie mit auf die Mauer gesenktem Blick. „Ich liebe die Einsamkeit nicht. Einmal war ich einige Wochen in Paris zu Besuch bei einer Freundin und kam viel in Gesellschaft. Das wäre, was mir gefiele. Da ist Leben. Da muß man wach sein und die Augen offen halten, damit man all das Getriebe in sich aufnimmt. Man muß seine Kräfte brauchen und findet neue, angeregt von dem schaffenden Leben ringsum. Hier verliert man sich ganz. Die Stille ist ansteckend. Man wird stumm und verkriecht sich in sich selbst,

wenn man nicht arbeiten will wie der Vater, das heißt wie ein Roß, oder wenn man nicht an kleinen Außerlichkeiten Freude hat wie —"

Sie nannte die Mutter nicht, sondern spielte mit den Fingern nachdenklich auf der Steinplatte; aber ihr ganzes Wesen verriet, was sie hatte sagen wollen.

Huldreich Rot fühlte sich von ihrer Persönlichkeit halb angezogen, halb zurückgestoßen. Sie schien ihm innerlich noch unfertig, von der großen Nervosität der großen Welt angesteckt, doch voll eigner gärender Kraft, die nach Ausfluß suchte, und die, auf gute Wege gelenkt, das mit äußeren Vorzügen reich ausgestattete, kluge Geschöpf zu einem seltenen Menschen machen konnte.

„Ich kann mir denken, daß es Ihnen an dem Umgang fehlt, den Sie sich wünschen,“ sagte er. „Meine Mutter wird sich freuen, Sie bei sich zu sehen, und ich hoffe, daß wir gute Freunde werden.“

Sie sah ihn halb erstaunt an, dann freute sie sich sichtlich im Gedanken an eine mögliche Ab-

wechslung und erwiderte, daß sie gerne im Pfarrhause vorsprechen werde.

Ihre Unterhaltung war damit zu Ende. Meta geleitete Rot zum Ausgang. Hier verabschiedeten sie sich. Das junge Mädchen stieg die Stufe zur Haustür empor. Die Sonne lag heiß auf der Treppe. Die biegsame Gestalt stand einen Augenblick in einer Glorie von Licht. Sie sah sich nach dem sich entfernenden Pfarrer um, ehe sie das Haus betrat. Ihr schwarzes Haar hob sich scharf und glänzend von ihrem weißen Kleide ab.

Huldreich Rot schritt seines Weges. Er sah die Gestalt auf der Treppe nicht mehr; aber er trug ihr Bild doch mit sich. Die neue Bekanntschaft beschäftigte ihn, wie vieles ihm zu denken und zu schaffen gab, was hier auf ihn eindrang. Die Eindrücke waren so zahlreich, daß er sie kaum zu verarbeiten vermochte. Noch hatte er erst einen geringen Teil seiner Gemeinde kennen gelernt und schon gaben ihm, dessen Blick tiefer sah als der anderer Menschen, diese wenigen zu sin-
nen und zu raten. (Fortsetzung folgt.)

Nacht im Spätherbst.

Stetig löst sich Blatt um Blatt
Sommermüde von den Zweigen.
Langsam fällt es durch das Schweigen
Erdenwärts, zur Ruhestatt.

Leise durch die dunkle Nacht —
Weder Mond noch Sterne scheinen —
Tönt ein fernes Kinderweinen,
Stockt jetzt und erlischt dann sacht,

Trübe brennt ein letztes Licht:
Einsam mag ein Mensch noch wachen,
Sinnend sitzen — Pläne machen. —
Feuchte Luft streift mein Gesicht. M. Kindlimann.

Skizzen aus Konstantinopel.

M. Wehrli-Freh.

Bosporus.

In märchenhafter Erwartung fuhren wir im September 1935 auf einem rumänischen Dampfer von Constanza nach Konstantinopel. Das Schiff war überfüllt, und auf die verfügbaren Schlafplätze hatte ein telegraphischer Wettlauf stattgefunden, so daß wir froh sein mußten, zwei Betten, eins in einer Herren- und das andere in einer Damenkabine, erwischt zu haben. Etwa 70 Personen 1. Klasse mußten ohne Kabinen nächtigen, auf Kanapees, Bänken und Fauteuils, den Koffer geöffnet vor sich am Boden, um einige Reiseutensilien daraus benutzen zu können. Mein guter Stern (oder war's schon der Halbmond?) hatte mich zu zwei Türkinnen in eine Außenkabine gewiesen, wo wir leidlich untergebracht waren.

Meine Gefährtinnen sprachen etwas Französisch. Die eine war mittelalterlich, die andere jung und sehr hübsch. Ihr Mann klopfte fleißig an die Türe und rief gute Ratschläge und Vorsichtsmaßregeln herein wegen der gefürchteten Seerkrankheit. Die türkischen Damen schluckten darauf reichlich Pillen — und waren dann am Morgen auch richtig beide krank. Die junge Frau bezog das Bett über mir, aber es war keine Leiter da, um am Abend hinaufzuklettern. Ich lag schon unter meiner Decke und gab der Ungeschickten Anweisung, wie sie auf mein „Geländer“ stehen müsse zum Aufstieg. So gelangte sie mit dem Oberkörper auf ihr hohes Lager, aber weiter ging's nicht mehr, sie balancierte hilflos vor- und rückwärts, und alles Zappeln nützte nichts.